

Zwischen den Welten

TEIL I

ENTWICKLUNGSHILFE
& ANDERE ABENTEUER

MALI IN 50 ANEKDOTEN

ROLF STEINGRUBER

ZWISCHEN DEN WELTEN

ENTWICKLUNGSHILFE
& ANDERE ABENTEUER

TEIL 1

Mali
in 50 Anekdoten

Rolf Steingruber

© 2019 Rolf Steingruber

Lektorat: Mag. Sandra Lang

Umschlaggestaltung: Buchschmiede

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media
GmbH, Wien

978-3-99070-561-2

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

INHALTSVERZEICHNIS

Einleitung	7
Nicht alle Schwarzen sind Afrikaner	10
Arme Hühner	13
Das Campement von Bandiagara	16
Der Löwe von Bandiagara	23
Auszug aus dem Campement	28
Die Vertreibung aus dem Paradies	32
Eine fehlerhafte Einschätzung	45
Der Hund, der vom Himmel fiel	51
Karneval in Bamako	57
Der Regenmesser von Lougourougoumgou	64
Die Delegationskette	72
Die Vergeltung des Wassergeistes	78
Abermals schlägt der Wassergeist zu	90
Sage niemals "Nein" in Afrika	97
Das Dorf mit dem verschwundenen Missionar	101
Der Krieg der Nachbarn	111
Das aufgelassene Campement	116
Ein fataler Fehler	123
Ungewöhnlich hohe Verdunstungsraten	127
Ein aussichtsloser Kampf	134
Eine wirkungsvolle Lösung	142
Die Sprengung in Djounjourou	148
Der lästige Polizist	159
Der Revisor aus der Zentrale	163
Ein folgeschwerer Treibstoffdiebstahl	172
Der nächtliche Störenfried	177
Die Regenbeschwörer	183
Fliegen in Afrika	187
Die Pegelkontrolle	197
Die verpatzte Rebhuhnsuppe	240
Das Problem der Wasserverteilung	245

Geographie unkundige Polizeibeamte	253
Eine Motorradfahrt mit schwerwiegenden Folgen	258
Irrwege durch die Wüste	264
Der "Mauerfall"	287
Malier mit kubanischem Gedankengut	294
Das Monster	300
Der Zementdiebstahl	318
Alte Sitten leben immer noch	324
Der Teufel in der Tiefe	327
Der Motorradunfall an der Staumauer von Sibi-Sibi	337
Die Entscheidung des Gouverneurs	342
Treuherzigkeit kann gefährlich werden	347
Nur kurz währte die Freude	354
Die Früchte des Mangobaumes	360
Die unterschiedliche Wirkung von Alkohol	367
Kleines Geschenk kann Grenzen öffnen	376
Die elektronische Waage	380
Das Erdtelefon	389
Eine ehrenrührige Frage	395

Einleitung

Die in einem zweiteiligen Werk gesammelten Anekdoten und Episoden geben Vorfälle und Begebenheiten wieder, die sich während meiner Zeit als technischer Berater und Projektleiter in den Ländern Mali, Haiti und Burkina Faso ereignet haben. Einige stammen aus den Jahren danach, als ich meine Frau als „MAP“¹ auf ihren Einsätzen für verschiedene Entwicklungshilfeorganisationen in Ländern Ostafrikas begleitete. Erinnerungen an einige abenteuerliche Reisen, die ich während all dieser Jahre unternommen habe, vervollständigen die Geschichtensammlung.

Im vorliegenden ersten Teil werden Anekdoten geschildert, die sich während meines Einsatzes in Mali von 1970 bis 1985 ereignet haben. Ich hatte großes Glück, in der interessantesten Region des Landes, dem Dogonland, tätig zu sein – einem von der Nigerebene aufsteigenden Felsplateau, das im Osten durch eine 300 Meter steile Felswand begrenzt und von tiefen tektonischen Spalten durchzogen ist. Es ist die Heimat der Dogon, eines recht eigenwilligen Volkes.

Die anderen malischen Ethnien, allen voran die Bambara, betrachteten es mit Misstrauen, wenn nicht sogar angstvoll, stünden doch die Dogon mit ihren merkwürdigen Sitten und Gebräuchen in Verbindung mit den Geistern der anderen Welt. Aber abgesehen davon waren sie ausgesprochen fleißige und hart arbeitende Bauern, die ihr Überleben den kargen Böden auf dem Felsplateau abringen mussten. Bereits in der Sahelzone liegend, stellt Wasser dort ein knappes Gut dar. Schon wenige Wochen nach dem Ende der drei- bis viermonatigen Regenzeit versiegen praktisch alle Wasserläufe. Danach gilt es durchzuhalten bis zum nächsten Regen, der vielleicht in acht Monaten kommen würde.

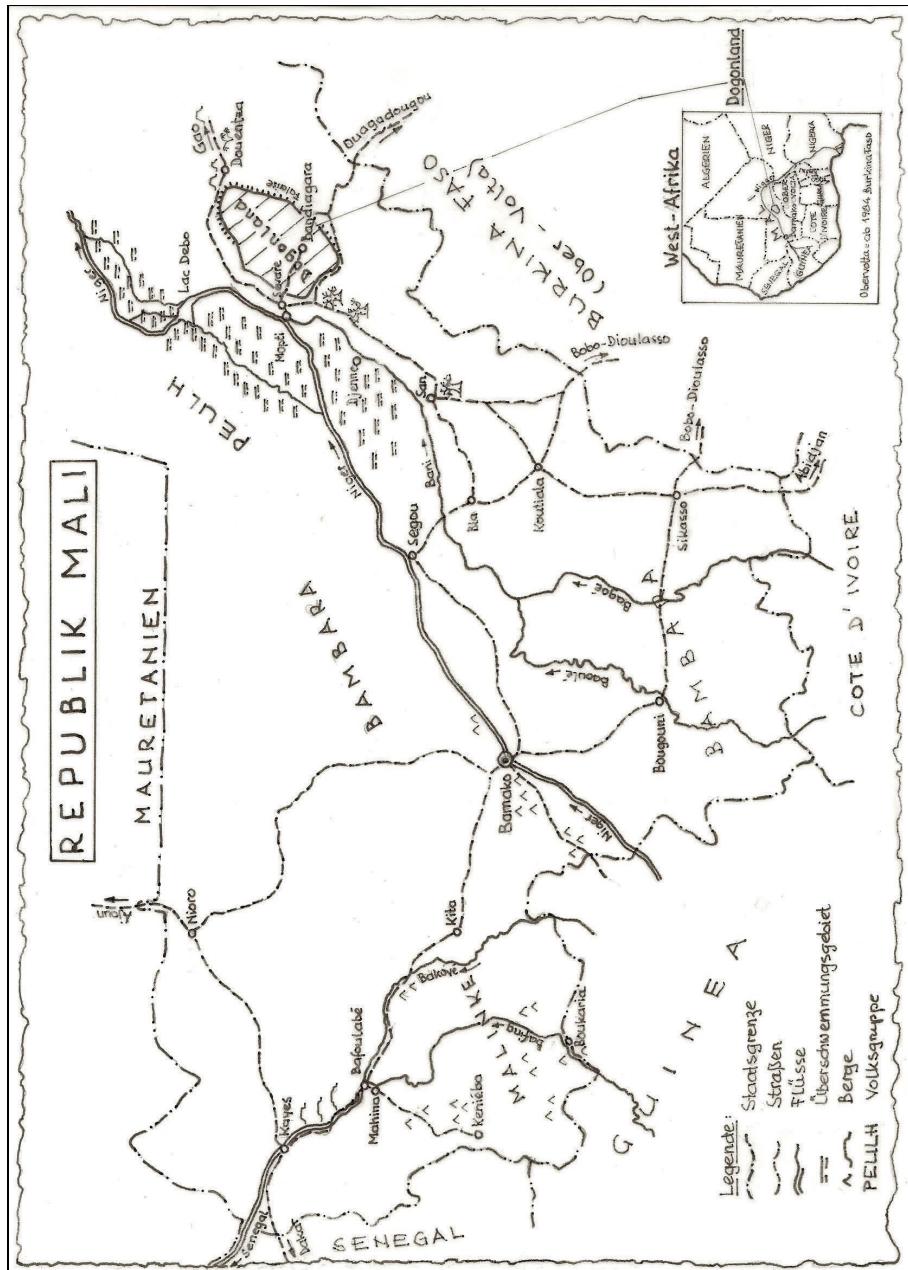
¹ MAP = Mitaustrisender Partner

Schon während der Kolonialzeit hatte man versucht, der Bevölkerung durch den Bau von Kleinstaudämmen Wasser für Trink- und Bewässerungszwecke zur Verfügung zu stellen. Doch in Unkenntnis der geologischen Verhältnisse und der Größe der auftretenden Hochwasserwellen waren die meisten Anlagen schon nach kurzer Zeit unbrauchbar geworden. Dort jedoch, wo sich das Wasser über mehrere Monate gehalten hatte, entwickelte sich rasch eine blühende Bewässerungslandwirtschaft. Das war für die GTZ² Anlass und Ausgangssituation, ein umfangreiches Projekt zum Bau von Kleinstaudämmen zu beginnen, dessen Leitung und Ausführung ich in der Folge übernommen habe.

Die Einsatzbereitschaft und Unermüdlichkeit der Dogonbauern waren dann auch mein schönster Lohn für die harten Arbeitsbedingungen. In kürzester Zeit entstanden im Uferbereich der neu geschaffenen Staubecken und selbst unterhalb entlang der Wasserläufe sattgrüne Bewässerungskulturen. Besonders in der Trockenzeit von November bis März stellten sie eine wahre Augenweide in der trockenen Felslandschaft dar. Und dies alles ohne intensive Ausbildung, ohne Sensibilisierung und Motivation. Ja, sie waren schon irgendwie einmalig, diese Dogon, nirgends mehr habe ich während meiner gesamten Einsatzzeit vergleichbare Verhältnisse angetroffen.

Gewiss, die Jahre in Mali waren alles andere als leicht. Schwierige Lebensumstände und zahlreiche, zum Teil schwere Krankheiten und Unfälle stellten eine enorme Belastung dar. Doch interessante Aufgabenstellungen, ein aus fachlicher und menschlicher Sicht gutes Backstopping durch den Arbeitgeber sowie die erreichten Erfolge zur Verbesserung der Lebensverhältnisse bei den Dogon, führten insgesamt zu einer ausgesprochen positiven Bilanz dieses Aufenthaltes.

² Deutsche Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit



Landkarte der Republik Mali

Nicht alle Schwarzen sind Afrikaner

Lang ist es her, dass ich meinen ersten Auslandseinsatz in Mali antrat. Alles begann am 2. Jänner 1970. Gemeinsam mit meiner ersten Frau Linde flog ich mit einer zweimotorigen Caravelle der Air France von Österreich los. Damals waren Flugreisen noch eine gemütliche Angelegenheit. Da wurde von Wien kommend in Paris übernachtet, wo auch die kulinarische Versorgung noch eine Selbstverständlichkeit war. Tags darauf ging es weiter mit einer Zwischenlandung auf den Kanarischen Inseln. Irgendwann im Lauf des Nachmittags kamen wir schließlich in der Hauptstadt Bamako an, wo uns am Flughafen warme Sahelluft und der Geruch von verbrannten Gras empfing.

Anfangs war ich mir sehr unsicher, wie ich mich meinen schwarzen Projektmitarbeitern gegenüber verhalten sollte. Dies war gewiss auch ein Ergebnis der Vorbereitungskurse für meinen Einsatz. Doch in der Folge durchlief ich einen interessanten Lernprozess, der mich lehrte, dass vieles, was wir mit auf den Weg bekommen hatten, nicht den vorgefundenen Realitäten entsprach. Gleich zu Beginn meines Einsatzes erfolgte die erste Lektion: Nicht alle Schwarzen sind Afrikaner! So war uns unter anderem gelehrt worden, dass es verpönt sei, "Schwarze" als Bezeichnung für die Menschen in Afrika anzuwenden. Dies würde bloß auf Abneigung und Missfallen stoßen. Es wären alles Afrikaner und diese müssten deshalb, um Problemen aus dem Weg zu gehen, stets als solche angesprochen werden. Soweit, so gut.

Ich wurde also in der Wasserbaubehörde in Bamako vorstellig, wo ich die nächsten Jahre verbringen sollte. In dem kleinen Büro saßen drei Schwarze, pardon, Afrikaner. Der vierte Schreibtisch war frei und für mich bestimmt. Noch hatte ich die mahnenden Worte unseres Psychologen aus der Vorbereitungszeit gut im Ohr. Nach einer kurzen Begrüßung kamen wir auf Afrika und seine Bewohner als auch ihre

Probleme zu sprechen. Dabei wandte ich mich mehr dem Ältesten der drei zu, da, im Gegensatz zu Europa, in Afrika das Alter noch Ansehen genießt. Und dann kam der Moment, in dem ich ihn als Afrikaner ansprach – was ich schon in der nächsten Sekunde bereute. Schlagartig verlor der so Angesprochene sein freundliches Lächeln. Er sprang trotz gewisser Leibesfülle sehr energisch von seinem Stuhl auf und nahm eine drohende Haltung ein und ein finsterer Zug lag plötzlich in seinem Gesicht. Wenn ich ihn noch einmal als "Afrikaner" ansprechen würde, gäbe es zwischen uns in Zukunft ernsthafte Probleme! Im ersten Augenblick völlig perplex, war ich zu keiner weiteren Äußerung fähig. Verflixt, dachte ich völlig verunsichert, was hatte ich da bloß falsch gemacht? Mein Gegenüber setzte mit ermahnder Stimme fort: So dürfe ich ihn nie wieder bezeichnen! Das sei für ihn eine echte Beleidigung! Ich verstand die Welt nicht mehr, denn er war genauso schwarz wie seine malischen Kollegen im Büro, wollte aber partout nicht als Afrikaner angesprochen werden.

Bald danach wurde ich von den beiden anderen aufgeklärt. Der ältere, so außer sich geratene Kollege war nämlich gar kein Afrikaner, sondern ein Haitianer³. Direkt nach seiner Ausbildung an der Lumumba-Universität in Moskau war er auf Anraten eines malischen Studienkollegen nach Mali gekommen, um hier als Wasserbauexperte sein Geld zu verdienen. Vernick Barthelus, so hieß er, war glücklicherweise ein sehr friedlicher und nicht nachtragender Erdenbürger, wie sich in der Folge herausstellen sollte. Aber er war eben Haitianer und kein Afrikaner und dies trotz seiner schwarzen Hautfarbe, die ihn von den Maliern nicht unterschied.

³ Erst bei meinem späteren Einsatz in Haiti wurde mir die Tragweite meiner irrtümlichen Anrede klar. Obwohl die Vorfahren der Haitianer ausnahmslos aus Westafrika stammen, lehnen sie Schwarzafrikaner entschieden ab. Sätze wie „*Die da drüben in Afrika sind doch noch Wilde*“ bekam ich in Haiti wiederholt zu hören.

Später stellte ich fest, dass zumindest in Westafrika die Einheimischen gänzlich problemlos von Schwarzen und Weißen sprachen, weil es das sicherste Zuordnungsmerkmal bei nicht näher bekannten Menschen ist, eben der "kleinsten gemeinsame Nenner"! Da konnte man nicht fehlgehen. Auch nicht alle Menschen weißer Hautfarbe sind Europäer.

Arme Hühner

Es gibt Vorfälle, die so unglaublich sind, dass man sie im ersten Augenblick nicht für bare Münze nehmen kann, doch die nun folgende Geschichte ereignete sich tatsächlich wenige Monate nach unserer Ankunft im April des Jahres 1970.

Es war Sonntagnachmittag. Wir saßen auf der Terrasse unseres Hauses in Bamako und tranken gut gekühlten Fruchtsaft, was der unerträglichen Hitze, die über der Stadt lag, ein wenig Abhilfe verschaffte. Seit Stunden gab es keinen Strom in unserem Stadtviertel, also funktionierten auch die Klimageräte nicht. Plötzlich war das metallische Scheppern der Gartentür zu hören und wenige Augenblicke später stand Frau Macher⁴, eine Nachbarin, vor uns. Hochrot im Gesicht, befürchteten wir im ersten Moment, die arme Frau würde kurz vor einem Hitzekollaps stehen. Doch abgesehen von den sichtbaren Folgen von etwas zu dick aufgetragenem Make-up, das sicher sämtliche Poren verschlossen hatte, war sie wohlauf. Ihr Mann war FAO-Experte⁵ und sollte in Mopti eine Fischfabrik aufbauen. Nur zu gerne nahm sie unsere Einladung zu einem Glas kühlen Fruchtsaft an.

Doch sie war keineswegs gekommen, um eines der altbekannten Gesprächsthemen der deutschen "Kolonie" wieder aufzugreifen oder erneut breitzutreten. Nein, sie war gekommen, um uns aufgeregt zu schildern, was ihr tags zuvor in ihrer Küche widerfahren war: Da sie für den Abend Gäste zum Essen geladen hatte, sollte es gebratene Hühner und Nudelsalat geben, ein in Mittel- und Norddeutschland sehr beliebtes Gericht. Bereits am Morgen lagen drei lebende Exemplare des Federviehs vor ihrer Küchentür. Ihr Koch Jean hatte sie zeitig in der Früh am Markt besorgt. An den Beinen zusammenggebunden, versuchten sie von Zeit zu Zeit ver-

⁴ Name geändert

⁵ FAO - Food and Agricultural Organisation

gebens, durch aufgeregtes, aber zweckloses Flattern ihrem unvermeidlichen Schicksal zu entkommen.

Frau Macher hatte noch noch ein paar Dinge in der Stadt zu erledigen. Beim Verlassen des Hauses gab sie dem Koch noch die klare Anweisung: "*Hör mir gut zu, Jean, dieses Mal rupfst Du mir die Hühner aber besser als das letzte Mal und legst sie dann gleich in den Kühlschrank. Alles Weitere machen wir nach meiner Rückkehr, verstanden?*" "Oui, Madame", kam umgehend und pflichtbewusst die Antwort. Sie verabschiedete sich und der Koch ging ans Werk.

Gegen Mittag kam Frau Macher aus der Stadt zurück und vergewisserte sich gleich beim Koch, ob er die Hühner auch wirklich ordnungsgemäß vorbereitet hätte. "*Bien sûr, Madame*"⁶, antwortete er prompt und ergänzte beflissen: "*Tout est prêt*"⁷. Na, dann war ja alles in Ordnung, dachte sie und machte sich sogleich ans Werk. Gar so viel Zeit bis zum Abend war es nicht mehr und die allgemein als sehr zäh bekannten Tiere mussten schon einige Stunden in der Backröhre schmoren. Sie holte ein großes Backblech hervor, goss etwas Öl hinein, verteilte es gut und stellte das Blech auf den Küchentisch. Nun fehlten nur noch die Hühner. Sie ging zum Kühlschrank, öffnete die Tür und - fiel vor Schreck fast in Ohnmacht. Drei lebendige, aber völlig nackte Hühner purzelten heraus. Die armen Kreaturen schafften es sogar noch, wieder auf ihre wackeligen Beine zu kommen. Frau Macher stand wie angewurzelt da und sah hinunter auf den Küchenboden, wo direkt vor ihr drei vor Kälte zitternde Wesen standen. Im ersten Moment war sie zu keiner Reaktion fähig. Beim Anblick der drei bibbernden Hühner stiegen erst Mitleid, dann Wut in Frau Macher hoch. Das konnte doch nicht wahr sein, so etwas hatte sie noch nie gesehen. Der Koch bemerkte, dass da etwas schief gelaufen war und zog sich

⁶ „Aber gewiss, meine Dame“

⁷ „Alles ist bereit“

sofort in respektvolle Entfernung zurück. Erst nach mehrmaligem Räuspern nahm Frau Macher seine Anwesenheit wieder wahr. Sie drehte sich um und sah Jean mit einem Gefühl von völligem Unverständnis an. Dann aber explodierte sie. Mit lauter Stimme hagelte ein nicht enden wollender Wortschwall auf den völlig verdutzten Koch nieder. Sie hob dabei mit gespreizten Fingern wiederholt beide Arme, als wollte sie ihm die Ohren lang ziehen. So wütend und aufgebracht hatte Jean seine Madame noch nie erlebt.

Doch selbst die schlimmste emotionale Entladung geht einmal zu Ende. Nachdem sich Frau Macher wieder etwas beruhigt hatte, fasste der Koch den Mut und entgegnete kleinlaut: "*Wieso sind Sie so böse auf mich, Madame, ich habe doch bloß ihre Anordnungen befolgt. Genauso, wie sie es mir wiederholt gesagt haben: Hühner kaufen, rupfen und in den Kühlschrank geben. Vom Schlachten ist keine Rede gewesen.*" - Soviel zu den armen Hühnern!

Das Campement von Bandiagara

Während der ersten Jahre unserer Projektarbeit übernachteten wir bei Dienstreisen fast immer in Campements, so auch anlässlich unserer Außendienste im Dogonland. Die dortige Kreisstadt Bandiagara bot damals keinerlei Alternativen für eine bessere Unterkunft, schließlich bestand die Stadt bis auf wenige Ausnahmen bloß aus Lehmhäusern. Und die hatten ihre Tücken, was auch der Grund war, der uns längere Zeit zögern ließ, dem Campement endgültig den Rücken zu kehren.

Was ist ein Campement? Im Prinzip eine einfache, meist staatlich geführte Herberge, die Reisenden Verpflegung und Unterkunft bietet, alles natürlich auf einem nur sehr schwer zu unterbietenden Niveau. Das Gebäude, ein rudimentärer Mauerwerksbau, hergestellt aus landestümlichen grauen Zementblocksteinen ohne Verputz außen, innen nur andeutungsweise, obendrauf ein primitives Wellblechdach. Die sanitären Einrichtungen beschränkten sich auf eine Wasser-toilette, allerdings ohne Wasser. Das musste vom nächsten Tiefbrunnen der Stadt mit Eselskarren herangebracht werden, wo es dann in einem Eimer neben der Toilettenmuschel zur Verfügung stand. Dieses Überbleibsel aus vergangener Kolonialzeit konnte auf ein respektables Alter zurückblicken. Die wohl einst weiße Farbe hatte sie im Lauf der Jahre gegen alle möglichen Gelb- und Brauntöne eingetauscht und die Brille war längst den Weg alles Irdischen gegangen. Zudem gähnte der Eimer fast immer vor Leere, besonders immer dann, wenn Not angesagt war. Schließlich waren die Esel nicht immer verfügbar oder der Verantwortliche für den Wasser-transport nicht zur Stelle. Waschbecken gab es keine. Für die körperliche Reinigung stand ein zweiter Eimer zur Verfügung, mit dem nach Einbruch der Dunkelheit im Freien dieses Grundbedürfnis gestillt werden konnte. Allerdings war auch das von der Verfügbarkeit des Wassers abhängig. All diese

Gegebenheiten trafen auch für das Campement von Bandiagara zu.

Herr über die Reinigung des Campements von Bandiagara und auch der "Wasserversorgung" war ein Mann namens Boudjibou. Ein echter Dogon und ein wahres "Urvieh" von Mensch. Bevor nun bei so manchem Leser Empörung ob dieser Qualitätsbezeichnung aufkommt, sollte zum besseren Verständnis diese Geschichte zu Ende gelesen werden.

Boudjibou war ein kräftig gebauter Mann, leicht untersetzt und von mittlerer Größe. Mit seinen vierzig Jahren hatte er bereits zehn Kinder gezeugt. Mit dieser Leistung war er aber beileibe nicht allein. Da gab es genügend Männer im Land, die in diesem Alter schon das Doppelte geschafft hatten. Mutter Natur hat also bestens vorgesorgt, dass die Spezies des Homo sapiens nicht untergeht, selbst - und gerade da - wo Bildung fehlt. Zu dieser Feststellung passte eben auch Boudjibou, der nicht die geringste Schulausbildung besaß. Die Kommunikation mit ihm beschränkte sich auf ein rudimentäres Französisch, das gerade das Nötigste, das er für seine Arbeit brauchte, abdeckte. Wiederholungen mancher Aufträge waren fast Normalzustand und selbst dann war die Umsetzung nicht garantiert. Aber abgesehen von einem etwas breitspurigen, wackeligen Gang und einer Körperhaltung, die stets die Bereitschaft signalisierte, sich auf etwas stürzen zu wollen, war Boudjibou ein ausgesprochen gutmütiger Typ. Ich kann mich nicht entsinnen, ihn jemals schlecht gelaunt erlebt zu haben. Boudjibou war auch ein Mann der Prinzipien, der seine Arbeit fast wie ein Roboter durchführte. Dabei ließ er sich kaum vom einmal eingeschlagenen Weg abbringen. Hatte er einmal eine Tätigkeit begonnen, wurde sie stur bis zum Ende durchgeführt, das genaue Gegenteil also vom modernen "Multi-Tasking".

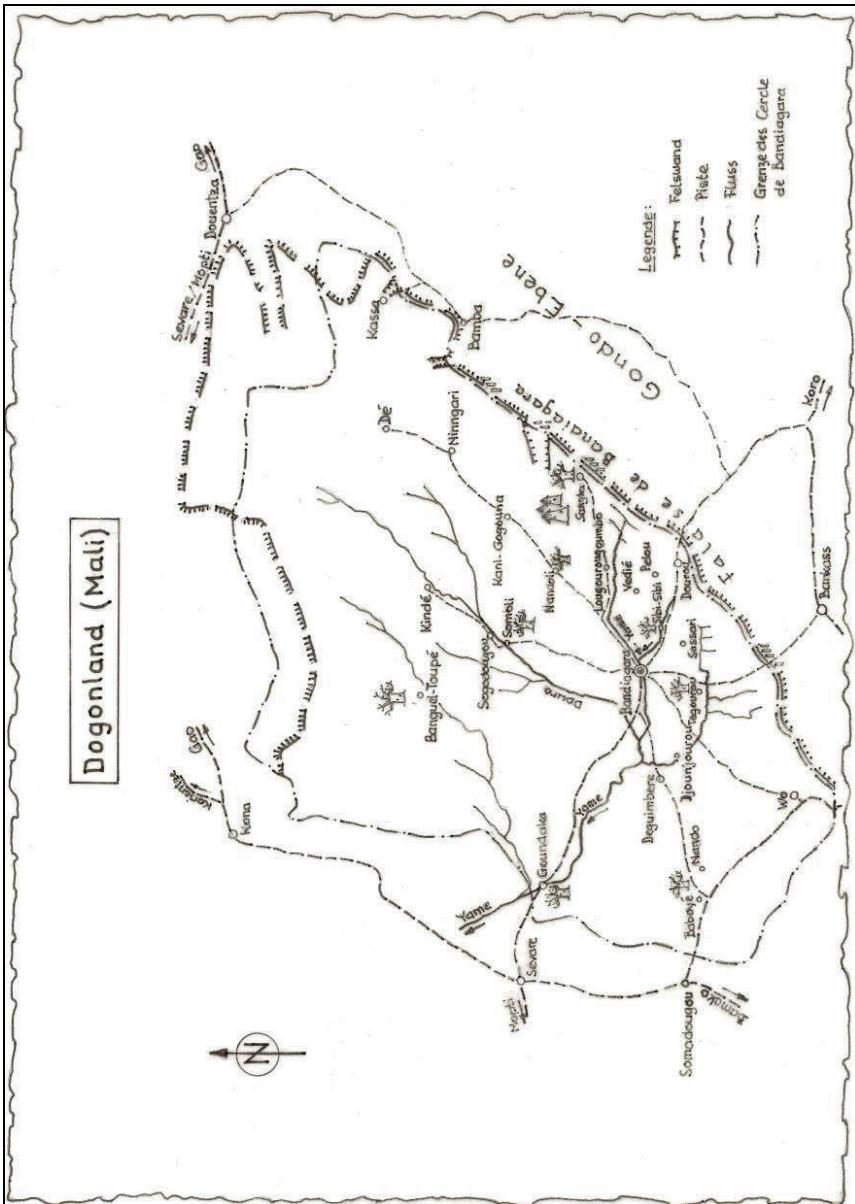
Boudjibou schreckte wirklich vor nichts zurück, was bei mir, nachdem ich von den doch sehr merkwürdigen Bräuchen der Dogon erfahren hatte, ein gewisses Gefühl von

Beklemmung hervorrief. Wo waren denn die Grenzen dieses Mannes? Zur Untermauerung dieser einleitenden Worte über Boujibou nun zwei Schilderungen seiner Tätigkeiten, die mir bis heute in bester Erinnerung geblieben sind.

Eines Tages war wieder einmal die eine Toilette des Campements völlig verstopft, was bei dem steten Wassermangel auch kein Wunder war. Da half nur mehr der Hilferuf nach Boudjibou. Dieser machte sich dann mit unglaublicher Energie und ohne auch nur im Geringsten das Gesicht zu verziehen an die Arbeit. Zwar nicht immer sofort, aber meist noch am Tag der Auftragserteilung. So auch an diesem besagten Tag. Die Reklamation war am Nachmittag erfolgt, die Ausführung folgte während des Abendessens, das er uns zuvor noch gebracht hatte.

Die Nacht war längst hereingebrochen und so mussten sich die Gäste des Campements mit der einzigen, meist stark verrußten Petroleumlampe zufrieden geben. An dem langgezogenen Esstisch im Aufenthaltsraum sahen die an den Enden sitzenden Besucher so gut wie nichts mehr. Das war vielleicht gar nicht so schlecht, denn es war nicht immer vorteilhaft, genau zu sehen, was sich auf dem Teller befand. Zwar gab es noch eine weitere Lampe, doch diese war für die Küche bestimmt. Boudjibou brauchte für die Reinigung der Toilette ebenfalls Licht. Mit flinkem Griff und ohne die leiseste Ankündigung versuchte er also, sich die Lampe vom Esstisch zu schnappen, um seinem Arbeitsplan zu folgen. Die Gäste waren versorgt, nun war die Toilette an der Reihe. Auf allgemeinen Protest hin blieb die Petroleumlampe auf dem Tisch. Um Boujibou nicht in seinem Elan zu bremsen, unterbrach ich das sowieso leidige Abendessen, griff nach meiner Taschenlampe und begleitete ihn zur verstopften Toilette. Schon am Eingang zum betreffenden Schlafzimmer strömte uns übelster Geruch entgegen. Boudjibou, der den

Dogonland (Mali)



Landkarte des Dogonlandes

leeren Eimer bereits neben die Toilettenmuschel gestellt hatte, kniete auf den Zementboden nieder und langte mit der rechten Hand zu. Mit der bloßen Hand begann er die Ursache des Übels herauszuholen und ließ sie geräuschvoll in den Eimer plumpsen. Das geschah mehrere Male, wobei er schon den Arm brauchte, um tiefer nach unten zu gelangen⁸, schließlich war der Klumpen schon weit in das Ableitungsrohr gerutscht. Ich merkte, wie ich an meine Grenzen kam, denn die aufkommende Geruchsentfaltung hatte das für europäische Nasen erträgliche Maß weit überschritten. Für Boudjibou war das jedoch kein Problem. Er stand auf, grinste breit über das ganze Gesicht und meinte, dass die Anlage nun wieder benutzbar sei. Demonstrativ fuhr er mit der total verschmutzten Hand mehrmals über den Eimerrand, um noch haften gebliebene Reste abzustreifen. Dann fuhr er sich mit dem gleichen Handrücken einmal kurz über das verschwitzte Gesicht und fertig war die Arbeit. Er hob den Eimer auf und ging über den Aufenthaltsraum ins Freie, eine unglaubliche Geruchsfahne nach sich ziehend.

Ich setzte mich wieder an den Tisch. Mein Essen war kalt und mein bescheidener Appetit vergangen. In der Zwischenzeit hatten alle Anwesenden ihr Essen beendet. Dies musste Boudjibou beim Vorbeigehen bemerkt haben, denn er kam umgehend von draußen herein, um die leeren Teller samt Besteck abzuräumen. Doch die Zeit war viel zu kurz gewesen, um seine Hände und Arme zu waschen. Für Boudjibou wiederum kein Problem. Umgeben von einer unbeschreiblichen Geruchswolke, begann er den Esstisch abzuräumen. Jetzt aber hagelte es Protestrufe, die der arme Boudjibou im ersten Augenblick gar nicht verstand, er führte doch bloß seinen Auftrag aus! Immerhin gelang es uns, ihn von der

⁸ Es handelte sich nicht um eine moderne Toilettenmuschel mit Siphon zur Abhaltung von aufsteigenden Gasen.